

Meine Tanne.

Skitze von Dr. Hugo Jorano.

Auf dem Hauptgute einer der schönsten Herrschaften Preussens habe ich meine Jugend verlebt. Mein Vater amtierte dort lange Jahre als Oberinspektor. Vor dem Amtshause, in welchem sich auch unsere Wohnung befand, dehnte sich ein großer Park aus, dessen prachtvolle, vielhundertjährige Linden weit und breit berühmt waren. Hinter dem Amtshause lag ein etwa zwei Morgen großer, sehr wohlgepflegter Blumengarten mit schönen Ranken, Leppichbeeten, Nadelbäumen. Hier hatte mein Vater jedem von uns Kindern ein kleines Beet angewiesen, das wir, natürlich unter Beihilfe des Gärtners, nach unserem Besten anpflanzen konnten.

Eines der ersten Beete, welches mir — ich war damals noch nicht fünf Jahre — von unserem Gärtnersmeister in die Hand gegeben wurde, enthielt eine für mich ganz besonders interessante Pflanze. Da gab ein alter Landmann seinen Entschluß die folgende schöne Pflanze: Wenn ihr ein unbekanntes Mitglied mit schönen Ranken, Leppichbeeten, Nadelbäumen. Hier hatte mein Vater jedem von uns Kindern ein kleines Beet angewiesen, das wir, natürlich unter Beihilfe des Gärtners, nach unserem Besten anpflanzen konnten.

Aber welche Baumgattung sollte ich wählen? Linden, Buchen, Eichen, Fichten, Kiefern, Lorchen, Ahorn z. B. gab es im Park und in den prächtigen Wäldern der Herrschaft, in welchen unter jetziger Kaiser alljährlich zur Frühjahrzeit die höchsten abzuholzen pflegt, in Hülle und Fülle; ich wollte auf mein Beet etwas ganz Appartees pflanzen. Da gab mir der Brennereinspektor, ein Jugendfreund meines Vaters, den Rath, eine Edeltaune auf mein Beet zu pflanzen, denn diese Baumgattung gab es auf Weiden meist in der Runde in den Wäldungen nicht; nur vereinzelt traf man sie in den Gärten der Bauernhöfe als kultiviertes Zierbaum. Wo aber eine Edeltaune hernehmen? Auch dafür wußte „Onkel K.“, so nannten wir Geschwister den Brennereinspektor, guten Rath. Er wollte in den nächsten Tagen seinen Schwager, einen im Ermland, an der Grenze Mährens, wohnenden Rittergutsbesitzer, besuchen. Dort gab es große Wäldungen von Edeltaunen; von dort wollte er mir ein kleines Bäumchen mitbringen. So geschah es. Im Frühling des Jahres 1842 pflanzte ich mit eigenen Händen das Bäumchen, das damals etwa 1 1/2 Fuß hoch war, auf mein Beet. Zu meiner unersprechlichen Freude geblüht die Tanne herrlich.

Jahre veranlassen; das Schicksal trieb mich in vier Welttheilen umher; doch wo ich auch weite, ob an den Gestaden der Wolga, des Mississippi, des Nils, des Ganges oder des Jantichangs, so oft ich eine schöne Conifere erblickte, drängte sich mir die Frage auf: „Ob's wohl in den Zweigen meiner Tanne auch so geheimnißvoll rauchen mag?“ Eine wahrer Sehnsucht ergriß mich, meine Tanne, bevor ich aus dem Leben scheidete, noch einmal wiederzusehen. Doch lange sollte ich noch warten, bevor mein Sehnen sich erfüllte. Erst Ende der 70er Jahre führte mich eine Geschäftsreise in die unmittelbare Nähe der Herrschaft, in welcher ich meine Jugendzeit verlebte. Da hielt es mich nicht länger. Mit Extrapost fuhr ich aus dem Städtchen G. nach dem nur etwa 1/2 Stunde entfernten Hauptgute der Herrschaft. Ich hatte bereits in G. erfahren, daß von allen Beamten, die einst unter meinem Vater dort gedient, nur noch einer lebte, bezw. anständig war: der herrschaftliche Zimmermeister, der gleichzeitig Richter des herrschaftlichen Kreises war. Das genügte mir vollkommen, denn Julius — so lautete der Vornamen des Zimmermeisters — war seinerzeit ein spezieller Liebhaber meines Vaters gewesen und hatte es diesem zu verdanken, daß ihm auf herkömmliche Kosten eine tüchtige fachmännische Bildung zuteil wurde.

Der „Schwager“ entlockte seinen Hofkorn ein schmeckendes Lied, als ich vor dem stattlichen Herrn vortrat. Gesellschaft eilten Wirth und Wirthin heraus, als ob sie mindestens eine Expulsion zu empfangen gedachten, und eine kleine Entschädigung machte sich auf ihren Gesichtern ab, als sie nur einen schlichten bürgerlichen Herrlichen ausstiegen sahen. Das war eine eigenartige Wiedererkennungsszene. „Gruß Dich Gott, Julius“, rief ich dem alten Jugendfreund entgegen und schüttelte kräftig die beiden Hände. Der schaute mich verbutzt an, blinzte dann wie fragend auf seine Frau und wußte vor Verlegenheit nicht, was er sagen sollte. „Erkennt Du den Hugo nicht mehr wieder?“ kam ich ihm zu Hilfe. „Den Hugo?“ wiederholte er in fast nichttrauriger Tone. Dann aber rief er, als ob ein helles Flackerfeuer in seiner Erinnerung aufgestimmt wäre: „Den Hugo Jorano?“ „Wen freilich“, lautete die Antwort. „So sei mir tausendmal willkommen!“ und förmlich ergoß er sich an meine Brust. Nachdem mich auch die Frau auf's herzlichste begrüßt, betrat mich das Haus.

In einer traulichen Ecke der „guten Stube“ setzten wir uns nieder, um uns von längstvergangenen Dingen zu

erzählen, um uns im Geiste in die Tage unserer Jugend zurückzuerleben. Eine meiner ersten Fragen lautete natürlich: „Stehst denn meine Tanne noch auf dem alten Fleck im Blumengarten?“ „Gewiß“, es ist ein mächtig hoher Baum geworden.“ Von der Vergangenheit kamen wir auf die Gegenwart. Julius erzählte mir, daß seine älteste Tochter seit mehreren Jahren glücklich verheiratet sei, daß er bereits mehrlache Großvater sei, daß sein ältester Sohn auf dem Polytechnikum in Berlin studire und Architekt werden wolle. „Ich habe“, so fuhr er fort, „mit meinen ältesten beiden Kindern viele Freude; nur meine dritte und jüngste macht mir vielen Kummer, sie hat sich in einen armen Schullehrer verliebt und will nicht von ihm lassen.“ „Nun, nun“, so warf ich dazwischen, „das wäre doch so schlimm nicht.“ Im Laufe des Abends hatte ich einen Augenblick Gelegenheit, mit dieser unglücklichen Jüngstin allein zu sein. Auf meine direkte Frage, wie es denn um ihr Herzchen stände, gestand mir Dina, eine hübsche, sehr resolute Blondine, Alles; ihr Auserwählter sei ein freudvoller Kerl, der zwar nur eine bescheidene Lehrerstelle inne habe, sie werde jedoch niemals einem Anderen die Hand reichen. — Ich tröstete sie so gut ich konnte. Die Witternacht war längst vorüber, als Julius und ich unsere Nüchternungen abtrudelten.

Am nächsten Morgen galt unser erster Besuch meiner Tanne. Da stand sie hoch und schlank vor mir, der Gegenstand meiner jahrzehntelangen Sehnsucht! Und in den Zweigen meiner Tanne rauschte es geheimnißvoll, als wollte sie mir zuflüstern von Leid und Freud' aus jener Zeit, da ich sie nicht mehr sah. Eine unennbare Wehmuth erfaßte mich, als ich zurückdachte an die Stunde, da ich an dieser Stätte das kleine Bäumchen in den Schooß der Erde geteetet; jeize Jähren rannen über meine Wangen. Sanft legte Julius seine Hand auf meine Schulter; ich blinzte zu ihm auf, auch in seinen Augen standen die Thränen; wir verstanden uns; auch er dachte zurück an jene Tage, da wir uns als Knaben in diesem Blumengarten herumtummelt hatten. Andächtig wie im Gebet, ohne ein Wort zu wechseln, weilten wir wohl eine Viertelstunde vor meiner Tanne. Da brach ich — ich weiß heute noch nicht, wie ich gerade in diesem Moment auf den Gedanken kam — unwillkürlich mit den Worten das Schweigen: „Warum willst Du dein jüngstes Kind unglücklich machen? Anna hat mir Alles erzählt. Sieh, auch Du wirst einst arm — Gott hat Dir doch geholfen. Bei den Wägen meines Vaters, der auch Dich geliebt hat, wie sein eigen Kind, laß ob von Deinem Starbkind! moche zwei arme Menschenkindern glücklich!“ Ich hatte den richtigen Augenblick getroffen; freudig schlug Julius in meine dargebotene Rechte und rief: „So soll es sein!“ „Siehst Du, alter Freund, da hat meine Tanne schon jetzt, da sie noch grün und wächst, ein gutes Wort gethan! Hier aber gelobe mir: Wenn Du dereinst vernimmst, daß ich nicht mehr unter den Lebenden weile, dann erbitte Dir von dem Herrn Grafen die Erlaubniß, meine Tanne zu fällen; dann zimmere aus ihrem Holze ein einfach schlichtes Kreuz für mein Grab; und solltest Du früher heimgehen als ich, dann überließ die meinigen heißen Wunsch als ein Vermächtniß Deinem Sohne!“ „So soll es sein!“

Erzihof Nanjens's Nordpol-Expedition.

Zu der norwegischen Zeitschrift „Natur“ hat sich Dr. F. Nanjen ausführlich über seinen Plan zur Erforschung der Nordpolargegenden verbreitet, den er, wie seinerzeit mitgetheilt, bereits kurz in einem Vortrage vor der Kopenhagener Geographischen Gesellschaft entwickelt hatte. Wir entnehmen dem interessantesten Artikel Folgendes:

„Mein Plan ist in Kürze folgender: Ich denke ein Fahrzeug erbauen zu lassen, das so klein und so stark wie möglich ist; es soll gerade groß genug sein, um einen Kohlenvorrath und Proviant für 12 Mann auf 5 Jahre aufnehmen zu können. Ein Fahrzeug von 170 Tons (Brutto) wird wahrscheinlich ausreichend sein. Es soll eine Maschine haben, daß es eine 6-Meilenfahrt leisten kann, aber es soll außerdem eine vollständige Segelausstattung besitzen.

Das Wichtigste bei diesem Fahrzeug ist, daß es den Druck des Eises auszuhalten vermag. Seine Seiten müssen so schräg sein, daß das sich zusammendrückende Eis abgleitet; dies war z. B. nicht der Fall bei der „Seannette“, u. a. Fahrzeugen, welche arktische Expeditionen ausführten; diese Schiffe wurden nicht von dem Eis in die Höhe gehoben. Diese neue Form wird kaum zu großen Konstruktionsveränderungen Anlaß geben; daß ein Schiff, wie ich es mir denke, mit Leichtigkeit wird gebaut werden können, ist keine Frage. Aus dem obigen Grunde soll das Schiff auch klein sein; je kleiner es ist, um so leichter wird das Manövriren im Eise. Selbstföhllich muß es aus ausgeklümmtem Material gebaut werden. Ein Schiff dieser Form und Größe ist zwar kein gutes und bequemes Seefahrzeug, aber dieser Umstand ist von geringerer Bedeutung in eisgefüllten Meeren; freilich wird es ja zuvor einen langen Weg durch offenes Wasser zu machen haben, aber so ungewöhnlich, daß man nicht vornwärts damit zu kommen vermöchte, wird es nicht sein, und es macht nichts

aus, wenn die Passagiere in höherem Maße als sonst von der Seetracht angegriffen werden sollten.

Hat man erst ein solches Fahrzeug und eine Besatzung von 10, höchstens 12 kräftigen und ausgeübten Seeleuten sammt guter Ausrüstung für 5 Jahre, so meine ich, ist das Unternehmen voll guter Aussichten. Mit diesem Fahrzeuge gehen wir durch die Behringsstraße, dann westlich an Sibiriens Nordküste entlang gegen die neubirischen Inseln und zwar so frühzeitig im Sommer, als die Eisverhältnisse nur irgend zulassen. Infolge von Mitteltungen amerikanischer Walfänger nehme ich an, daß dies im Juni geschehen kann. Freilich kam die „Vega“ erst am 18. Juli 1879 los, aber man muß bedenken, daß es immer schwieriger ist, ein eingetrossenes Schiff zu befreien, als einen Weg zu finden; wenn man im offenen Fahrwasser ist.

Einmal bei den neubirischen Inseln angelangt, gilt es, die Zeit zur Untersuchung der Strom- und Eisverhältnisse zu benutzen und dann den nördlichsten der neubirischen Inseln hinauskommen können, darf man u. A. nach den Erfahrungen der „Seannette“, Expedition annehmen. De Long wollte, als einst die Expedition im Eise nördlich von der Bennett-Insel trieb, daß man dort dunklen Wasserhimmel sähe, d. h. einen Himmel, der ringsum einen dunklen Wasserhimmel offenen Wassers zeigte. Man muß im Betracht stehen, daß diese Expedition in offenen Wätern, zum Theil in offenem Wasser, von der Bennett-Insel nach der sibirischen Küste reiste, wo der größte Theil der Mitglieder den Anstrengungen erlag. Nordenskiöld ging nur bis zu den südlichsten der genannten Inseln (Ende August), er fand überall offenes Fahrwasser.

Es ist also Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir im Stande sein werden, über die Inseln hinauszu kommen und in den Strom zu gelangen, denn die „Seannette“ ausgelegt war; es gilt dann nur, so weit nach Norden zu bringen, bis man fest liegt.

Hierauf wählt man sich eine passende Stelle und verläßt das Fahrzeug gut zwischen zweckentprechenden Eisflächen, dann mag das Eis sich auflösen, so viel es will — je stärker, desto besser, denn das Schiff wird mit emporgehoben und wird sicher und fest liegen. Daß das Schiff umgestülpt werden sollte, ist nicht ganz unmöglich; doch wird dies durch Abstoßen des Eises an den Seiten leicht zu verhindern sein. Von jetzt ab besorgt der Strom allein die Weiterbeförderung; das Schiff hört auf, ein Transportmittel zu sein und wird statt dessen unsere Wohnung; von jetzt ab erhält man reichlich Zeit, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

Auf diese Weise wird die Expedition vermuthlich über den Pol und dann weiter in das Fahrwasser zwischen Grönland und den Spitzbergen hineinreiben. Hier werden wir, wenn wir den 80. Breitengrad erreichen oder noch früher, wenn es Sommerzeit ist, Ausflucht haben, das Schiff los zu bekommen und können dann zu jeder Zeit die Heimfahrt antreten. Sollte es aber vor der Zeit angreifen werden, was ja immerhin möglich wäre, obwohl ich es nicht glaube, so wäre deshalb die Expedition keineswegs verloren, denn es sind ja Eisflächen genug vorhanden, auf denen man weiter treiben könnte, was ich erprobt habe. Hätte die „Seannette“-Expedition genügenden Proviant gehabt, und wäre sie auf ihrer Eisfläche verblieben, so wäre ihr Ausgange sicher ein besserer gewesen. Das Fahrzeug kann in Folge der Eispressung nicht so schnell sinken, als das nicht genügende Zeit bleibe, um die ganze Ausrüstung und den gesammten Proviant auf eine starke Eisfläche zu retten, die schon für alle Fälle ausgeklüht werden muß. Hier werden Zelte aufgeschlagen, die zu diesem Zweck mitgenommen sind. Am den Proviant und die übrige Ausrüstung zu erhalten, wird die nicht auf eine und dieselbe Stelle aufgeschüttet, sondern über die ganze Fläche vertheilt, weil dann nur Einzelnes im Verlust geräth, wenn die Scholle bröckeln sollte. Damit die Zelte genügende Wärme geben, muß das Tuch doppelt genommen und mit Klemmleinen geflochten werden; aus letzteren verfertigte Teppiche bilden den Boden. Solche Zelte sind sowohl leicht als warm. Daß es kein großes Waqstüch ist, sich solcher Eisfläche anzuerkennen, haben viele frühere Expeditionen denieuten. Sie erinnern nur an die „Hansa“-Zelte, welche auf einer Eisfläche von Smith'sund in die Dadröstraße trieben. Speziell im Polarmeer ist durchaus keine Gefahr mit der Verwendung treibenden Eises verbunden, da es hier keine Bewegung gibt, wie ich selbst erfahren habe. Damit eine solche Fahrt glückt, bedarf es nur zweier Dinge: guter Kleidung und ausreichenden Proviantes, und dafür ist leicht Sorge zu tragen. Wir werden uns also auf unserer Scholle so sicher bewegen können, wie auf einem Fahrzeug, und werden vermuthlich solcher eben so gut wie mit einem Schiff in das Grönlandsmeer kommen. Hier angekommen, werden wir

unser Boot bestiegen müssen, die uns eben so sicher in den nächsten Hafen bringen. Das Eismeer in offenen Booten zu befahren, ist schon häufig mit Erfolg gelang. Norderische Expeditionen sind sicher in Booten von der Spitzbergen nach ihrer Heimath gefahren. Die „Zegethoff“, sowohl wie die „Seemanns“-Expedition ist von Franz-Josefs-Land, die „Seemanns“-Expedition von den neuseeländischen Inseln in Booten abgefahren. Selbst Treibeis bringt keine Gefahr, wenn die Fahrzeuge gut sind.

Es scheint mir somit, daß aller Wahrscheinlichkeit nach mein Plan gelingen muß. Viele werden sagen: in den Strömen sind Strudel und Rebenströme, wenn ihr in solche getrieben und verschlagen werdet, wie wollt ihr dann wieder klar werden? Darauf antworte ich nur das, daß, was die Strudel angeht, wir aus denselben herankommen können, und daß wir Proviant für 5 Jahre besitzen. Und was das Verschlagenwerden betrifft, so würde ich ein solches mit Freuden begrüßen, denn nicht leicht findet man Stellen von größerem wissenschaftlichen Interesse, als dort oben. Wir würden auf dem neu entdeckten Land so viele Beobachtungen als möglich sammeln. Sollte das Schiff nicht wieder flott werden oder gelitten haben, so würden wir mit unserer Ausrüstung uns auf unsere Boote begeben und in die nächste Strömung zu gelangen suchen.

Auf wie lange kann man nun die Dauer unserer Reise veranschlagen? Die „Seemanns“-Expedition wird höchstens 2 Jahre gebraucht haben, um den Weg bis zum 80. Breitengrad zurückzulegen, wo wir mit einiger Sicherheit darauf rechnen können, loszulommen; dies würde einer Fahrt von 2 Meilen am Tage entsprechen. „Seemanns“ trieb in den letzten Tagen in einer Stömung mit einer Geschwindigkeit von 8 Meilen pro Tag. Es ist deswegen keine unwahrscheinliche Berechnung, daß die Expedition 2 Jahre dauern würde. Möglich ist ja, daß das Schiff in höheren Breiten loskommt, als hier vorausgesetzt ist. Weiter ist es denkbar, daß man zwischen den Eisflächen im Polarmeer zur Sommerzeit Rinnen offen halten kann, in welchen das Schiff kürzere oder längere Strecken vorwärts kommt, wodurch der Erfolg der Expedition wesentlich begünstigt werden kann. Ein Proviantvorrath für 5 Jahre muß deshalb für sicher angesehen werden.

Aber ist nicht die Winterkälte in diesen Gegenden so stark, daß sie den Aufenthalt dort unmöglich macht? Diese Annahme ist allgemein, aber nicht wahrscheinlich; ja mit ziemlicher Sicherheit nehme ich an, daß die Kälte am Pol nicht so stark ist im Winter, als die Kälte im nördlichen Sibirien. Und das nördliche Sibirien ist bewohntes Land so gut wie die nördliche Westküste von Grönland. Meteorologen haben berechnet, daß die Mitteltemperatur am Pol -36° C. beträgt, während sie sich in Jaskin auf -32° C. und in Werchojansk auf 43° C. beläuft. Man muß bedenken, daß sich am Pol wahrscheinlich freie Meerflächen befinden, deren Ausstrahlungen bedeutend geringer sind, als die der großen nordasiatischen Ebenen. Die Polgegend hat wahrscheinlich ein Meeresklima und deshalb einen verhältnißmäßig milden Winter, aber kalten Sommer. „Die Erdbeeren kommen spät in diesen Gegenden“ sagte De Long; er notirte -15° C. im Schatten im Juni.

Die Kälte dieser Gegenden bildet somit keine direkte Hinderung unseres Unternehmens. Eine Schwierigkeit, mit der frühere Expeditionen viel zu kämpfen hatten, ist der Scorbut. Bei einem längeren Aufenthalt in so kalten Gegenden wird diese Krankheit bei dem Mangel frischen Proviantes sich immer einfinden. Ich möchte aber doch glauben, daß die mannsfähigen und kräftigen Nahrungs-mittel, welche uns heutigen Tages in Form von hermetisch verschlossenen Präparaten zu Gebote stehen, und unsere Kenntnis der Mittel, die Bedürfnisse des menschlichen Körpers zu umgehen. Die „Zegethoff“-Expedition lebte 2 Jahre von ihrem mitgebrachten Proviant; ein Mann starb in Folge angegriffener Brust, an der er schon in der Heimath gelitten. Dies war vor 18 Jahren und die Welt hat seitdem bedeutende Fortschritte gemacht. Während des zweijährigen Treibens der „Seemanns“ im Eise litt die Mannschaft nicht an Scorbut. Wir werden außerdem nicht vollständigen Mangel frischen Proviantes zu befürchten haben, Eisbären und Robben werden in den von uns zu befahrenden Breiten nicht mangeln. Die Mannschaft der „Seemanns“ sah Eisbären weit über die neuseeländischen Inseln hinaus. Auch Fische, Vögel u. a. Kleingethier wird dort vertreten und leicht zu erlegen sein.

Man sieht, daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Bei einer umsichtigen Ausrüstung, einer glücklichen Zusammenfügung der Expeditionmitglieder und einer planmäßigen Leitung wird mein Unternehmen gute Resultate erzielen. Man muß beachten, daß wir eben so sicher in das Meer zwischen Grönland und den Spitzbergen gelangen können, wie in die „Seemanns“-Strömung bei den neuseeländischen Inseln.

Wenn nun aber diese Strömung nicht direkt über den Pol geht? Wenn sie zwischen dem Pol und dem Franz-Josefsland hindurch ginge? Was würde die Expedition dann machen, wenn sie die Ägide der Erblüge erreichen wollte? Ja, dies scheint die Achillesferse meines Plans zu sein; denn, geht das Schiff am Pol mit mehr als einem Grad Abstand vorbei, so würde es sehr unglücklich gehandelt sein, es auf längere Zeit mitten im Strom zu verlassen und sich dem Eise anzuvertrauen, das ebenfalls mitten in der Strömung liegt. Wenn man dann auch den Pol erreicht, so würde es doch sehr ungewiß sein, ob man das Schiff bei der Rückkunft noch vorfände. — Auf all' dies antworte ich: entweder befindet sich kein Land am Pol — und dann ist wahrscheinlich, daß u. A. die Erdrotation einen nordwestlich gehenden Strom über den

Pol hervorbringt — oder auch, es befindet sich Land am Pol, das den Strom zwingt, südlichere Ufer aufzusuchen, aber dann ist es wahrscheinlich, daß man dies Land erreicht und über dies hinweg die Expedition fortsetzen kann. So meine jedoch, daß dies von geringerer Bedeutung ist. Nicht um den mathematischen Punkt zu finden, der den nördlichen Endpunkt der Ertrache bildet, ziehen wir aus diesen Punkt zu finden hat ja an und für sich geringen Werth; — wir ziehen vielmehr aus, um Untersuchungen anzustellen in dem großen unbekanntem Theil der Welt, der den Pol umgibt, und diese Untersuchungen werden den gleichen Werth haben, ob man nun genau über den Pol geht oder in mehr oder weniger geringem Abstand von ihm, wenn auch der Gedanke große Anziehungskraft ausübt, einmal auf dem Punkte zu stehen, der den Pol bildet; sich mit der Erde zugleich um seine eigene Achse zu drehen und die Schwingungen des Perpendikels genau einen Winkel von 15 Grad in der Stunde beschreiben zu sehen.“

Sermann Wismann.

Der Stolz, mit dem Graf Bismarck es als seltenes Glück bezehmet, daß das Deutsche Reich eine solche Kraft wie Wismann zur Verfügung habe, und der begeisterte, einmüthige Wiederhall, den diese Worte im letzten Reichstage fanden, haben Wismanns Namen noch volkstümlicher gemacht, als er es seit seinem Auftreten im Reichstage war, da er die Lage an der ostafrikanischen Küste schilderte, die Unmöglichkeit nachweis, anders als mit Gewalt durchzugreifen, Mittel und Wege angab, des Aufstandes Herr zu werden, unter der Versicherung, die Anwendung von Gewalt nur so weit auszudehnen, als sie unumgänglich notwendig sei.

Mit Wismanns Ernennung zum Reichskommissar hatte die Reichsregierung aber Welt gezeigt, daß es ihr Ernst sei mit der Zukunft der ostafrikanischen Kolonie, deren nomineller Besitz erst jetzt, seitdem deutsches Blut geflossen, zu einem unüberwindlichen, tatsächlichen Besitze des deutschen Volkes geworden ist. Und darum ist dieses Dem zu Danke verpflichtet, der mit solcher Entschlossenheit, Vorsicht und Tapferkeit nach dem angestrebten Plane unter den Augen des Feindes in kurzer Zeit eine zuverlässige Truppe schuf und mit dieser gründlichst die Verhinderung des ausländischen Gebietes vollzog, so daß sich wieder die Karawanen aus dem Seengebiet mit denen von der Küste begegnen, und was der größte Erfolg ist, daß die Eingebornen der Deutschen vertrauensvoll entgegenkommen und sie begrüßen als Befreier von blutiger Tyrannei und Herrschaft der arafrikanischen Sklavenslaven; somit selber das Feld frei machen helfen, auf dem sich die deutschen kolonialen Gesellschaften zu erneuerter Thätigkeit rüftig zu regen beginnen.

Wismann betrat Ostafrika nicht zum ersten Male. „Unter der deutschen Flagge“ ist derselbe in den Jahren 1880–1883 quer durch Afrika gezogen: der erste Deutsche, der fünfte Reisende überhaupt, der den ganzen Kontinent durchquerte, der erste, dem die Durchquerung in äquatorialen Breiten von West nach Ost gelang, noch dazu mit unzuverlässigen Trägern der Westküste und zu einer Zeit, in der man nach den Erfahrungen mit der Voango Expedition und den Erklärungen Hügelbels bei uns alles Vertrauen zu Unternehmungen von Westen aus verloren hatte. „Unter der deutschen Flagge“ lautet der Titel seiner Darstellung dieser Reise, die erst Weihnacht 1888 zur Veröffentlichung kam.

Kaum zurückgekehrt, hatte Wismann die Erforschung des südlichen Congobeckens im Auftrage des Königs der Belgier übernommen, war nach kurzer Erholung auf Madagaskar nochmals nach Afrika gegangen, „um nicht durch längeres Fernsein große Vorkälle zu verlieren“, und führte darauf seine zweite Durchquerung von der Mündung des Congo zu der des Zambezi aus (1886 bis 1887). Während dessen hatten seine Kameraden die Resultate der gemeinsamen, seiner zweiten Reise, bereits veröffentlicht, woraus sich erklärt, daß unser vortreffliches Werk, „weder der Zeit noch der Sachlage entsprechend“ nach diesem erschienen ist: das einzige Reisetagebuch von Wismanns Hand, das einig, das den Charakter des berühmten Reisenden und alle jene hervorragenden Eigenschaften, durch die er als Reichskommissar so Bedeutendes geleistet hat, in persönlicher Schilderung wiederpiegelt. Daher der große Erfolg des Buches, das von Weihnacht 1888 bis Weihnacht 1889 fünf Auflagen erlebt hat und demnächst in letzter erscheinen wird.

Das Werk, das keine gewöhnliche Reisetagebuch ist, zerfällt äußerlich in drei Theile, von denen der dritte in der Form eines Anhangs außer den jetzt wissenschaftlichen Resultaten noch praktische Winke zum Reisen und Verweilen im äquatorialen Afrika gibt, welche dem Leser zeigen sollen, daß man der Afrikafrage und praktischen Eröffnung Afrikas auch ohne langwieriges Studium manchen Dienst leisten kann, und welche außerdem in freitigen Fragen des Verfassers persönliche Erfahrungen in die Bogenhaale werfen, mögen sie kartographische Annahmen, astronomische und meteorologische Beobachtungen oder die beste Ausrüstung und Bewaffnung eines Reisenden, seine Lebensweise und Gesundheitspflege betreffen. „Die Behauptung“, schließt Wismann, „ein Europäer könne im Klima des äquatorialen Afrika nicht arbeiten, ist besonders für Centralafrika nicht anzunehmen. Beschäftigungslosigkeit und Mangel an Bewegung sind sehr

*) Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kasai während der Jahre 1883 bis 1885. Von Hermann Wismann, Ludwig Wolf, Curt von François und Hans Müller. Mit einem Titelbild, über hundert Abbildungen und drei Karten. Leipzig, Brockhaus 1888. XIX, 457 S.

schädlich, ebenso wie zu viel Schlaf. Von halb 6 bis halb 9 Uhr Morgens und von 4 bis 6 Uhr Abends kann jeder Europäer im Freien arbeiten, und an vielen bedeckten Tagen länger, und was an Arbeit unter Dach schädlich sein sollte, wähe ich nicht.“

Der erste, für uns interessanteste Theil schildert den Weg, den Wismann und Vogge von San Paulo de Loanda bis Nyangwe gemeinsam zurücklegten, und Wismanns weitere Reise von da bis Zambezi, während der zweite Theil Vogges Rückreise nach der Westküste erzählt, die im Wesentlichen die Richtung des Sinnes verlor.

Kurz nach der Rückkehr, am 17. März 1884, erlag Dr. Paul Vogge zu Loanda einer Augenentzündung. Wismann gedenkt seiner mit warmen Worten herzlichster Dankbarkeit, hat seinem Andenken sein vorliegendes Buch gewidmet, und bezeichnet es geradezu als beider Sporn zur Veröffentlichung desselben, in ihm, soviel es in seinen Kräften liege, der auisprechendsten Thätigkeit eines der größten deutschen Forscher ein verdientes Denkmal zu setzen, ein Denkmal seiner Thaten und einen Denkstein dankbarer Erinnerung an Alles, was er ihm und seiner großen Erfahrung schulde. Von den Spuren seiner Thätigkeit hat den Vaterlande zunächst nichts geblieben als ein Duzend vergräbter Leichen: es war für Wismann ein dringendes Gebot der Pietät, dieselben möglichst vorzulegen und von lebenden Fremden Zusätze frei wiederzugeben. Hatten doch Vogges Leichnam und einfach natürlich geschichtete Reiseerlebnisse aus Natal und dem Zambesithal in Wismann den Wunsch zur That reifen lassen, an dem Werte der Erforschung Afrika mitzuarbeiten! Beide hatten sich der Deutschen Afrikafrage gewidmet, die gemeinsame Reise, ursprünglich in der Absicht, eine wissenschaftliche Station in der Hauptstadt des Zambesithals zu gründen und von derselben aus Vorstöße in die noch unbekanntem Gebiete zu machen, welchen Plan aber die umwaltenden Verhältnisse vereitelten.

Der gemeinsame Weg führte von Loanda nach Kambundu, wo die verlassen Wohnungen von zwanzig Portugiesen an den Rückgang des Sklavenhandels ermunterten. Wir kommen zu den Lupden, einem interessanten Beweise, daß der Neger eine höhere Kultur wieder verliert, sobald die fortwährende Einwirkung der Civilisation aufhört, wie auch dieses einigste Handelsvolk nach Wendeung der Wohnorte wieder in volle Bewilderung zurückzufallen ist. Mächtigen Einbruch auf Wismann machte der Anblick des Kasai und drängte ihm den Wunsch auf, das Räthsel seines Laufes zu lösen: betanlich die erfolgreich durchgeführte Aufgabe seiner zweiten Reise. Hinter uns liegt das Land der einwüthigen mit Krüppelbäumen bestandenen Savanne, vor uns Park- und Uvaldegebiet mit voller Pracht tropischen Pflanzen- und Thierlebens. Der lebenswichtige Tschingene, der jetzt der treue Begleiter unserer Reisenden wird, erzählt mit lebhafter Phantasie von den Wundern seiner von Europäern noch unbetretenen Heimath: vom See Muamba, der so groß sei, daß ein Vogel ihn nicht zu überfliegen vermöge; sein Klauo könne ihn befahren, so mächtig seien seine Wogen; sein Thier könne in ihm leben. Nach Norden komme man zu den Waretela, die sich des Nachts in ihre großen Ohren einwickeln; weiter zu dem Zuerghoff der Aka, die auf Bäumen leben; und dergleichen Wunder mehr. Der Eintritt in sein Land führt zwar die Erzählungen auf das bezeichnende Maß der Wirklichkeit zurück, aber wohlthunend wirkt der Anblick des im „Land der Freundschaft“ angeführt im Ueberflusse lebenden friedlichen Volkes. Anders die wilden Njoppulumba: beim Naben der Weisen stehen Weiber und Kinder schon aus den Dörfern; misstrauisch die Waffen zur Hand, stehen die Männer am Wege. Verleumdung ist selten, europäische Stoffe sind unbekannt, ebenso Pfeffer und Gewehr. Das Entzünden eines Streichholzes verbietet Schrecken, die aufsteigende Kalkete erscheint als wunderthätige Verhängung des Weisen mit seinem Gott. Die schwarzen Begleiter können ihre Furcht vor den Menschenfressern kaum noch bemessen und werden unentwegt. Nur die Geistesgegenwart Vogges und Wismanns rettet vor Meuchelmord und Ueberfall. Endlich treffen diese in der gestillten Passenge ein friedliches, aufgewecktes und arbeitames Volk, dessen Kulturstufe viel höher stand als die aller Negerstämme, von denen die Reisenden bisher gehört oder gelesen hatten. Über bald ist von Sklavenslaven die Rede, Tippu Tippus Name wird zum ersten Male genannt; Gewehr zeigen schon die Verbindung der Eingeborenen mit der Dschiffe; bald erzählen diese verholter Dichter von Menschenraub; Flucht oder Rüstung zum Kampf zeigt den Reisenden, daß sie selbst für Sklavenslaven gehalten werden. Durch herrliche Jagdgebiete, aber aller Mittel beraubt und deshalb unter freier Entschöpfung, erreichen sie endlich Nyangwe am Congo. Mit schwerem Herzen nimmt Wismann von Vogge Abschied, der westwärts zurückzieht, in seiner Anspornungslosigkeit gern auf den Ruhm verzichtend, zu den durchgreueren Afrika zu gehen. Trotz erster Warnungen wartet Wismann nicht auf die nächste Karawanen; mit nur drei seiner früheren Begleiter, deren Frauen und zwei Knaben, dazu vierzig geknechten Sklaven, welche die Umwohnenden wie ihn selber bestehlen und dadurch die Eingeborenen gegen die kleine Karawane aufreizen, bricht er nach Osten auf. Westlich und noch mehr östlich des Tanganjika-Sees steht täglich sein Leben auf dem Spiel. Während die Unbarmigkeit der Begleiter die ganze Energie und Selbstbeherrschung Wismanns herausfordert, erhöht die Erkenntniß der Machtlosigkeit eines Weisen den Nachgedrückt der oft geplünderten, ihrer Gabe und ihrer Ange-

(Schluß in dem Hauptblatte.)

Verantwortlicher Redakteur: H. Reeger.

Redig. und Druck von H. Reeger in Halle.
Expeditions- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Expeditions- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Expeditions- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt